



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1927

9 (1927)

Caritasblüten

Nr. 9

1927

Ein nachahmungswürdiger Missionsgedanke.

Aus Portiunkula, Süd-Afrika.

An der Küste Natal's, wo sich fortwährend die Wogen des Indischen Ozeans schäumend türmen, steht ein einfaches Farmershäuschen, das bisher den in der Nähe wohnenden Franziskanerinnen gehörte. Selbiges wurde nur benützt für Ferienaussflüge und war mit der Zeit dem Verfall anheimgefallen. Vor einigen Monaten schenkte man es dem hochwürdigsten Herrn Bischof von Mariannhill. Es wurde wieder hübsch restauriert und wird jetzt von zwei Missionschwwestern vom kostbarsten Blute und vier schwarzen Kandidatinnen, die sich ebenfalls auf den Ordensstand vorbereiten, bewohnt. Wie oben bereits angedeutet, heißt dieses Plätzchen „Portiunkula“, denn es ist die erste Tochter-Station von Assisi, welches etwa 15 Meilen von der Küste entfernt liegt (von Port Shepstone). An diesem einsamen und von der Welt abgeschiedenen Plage ist man bereits tätig, das Mutterhaus für die eingeborenen Schwestern, der Töchter des heiligen Franziskus, zu errichten. Die erste Aufnahme ins Noviziat wird im Dezember dieses Jahres sein, und eine Reihe schwarzer Mädchen, die bereits vier Jahre Vorbereitung hinter sich haben, erwarten diesen Tag mit heiliger Ungeduld. Es ist dieses das Werk, das der Heilige Vater so sehr wünscht; es fordert aber viele Opfer, Geduld und Gebet, um zur Blüte zu gelangen. Wir vertrauen auf die göttliche Hilfe und die unserer Glaubensgenossen in der fernen Heimat. Der heilige Franziskus liebte bekanntlich die heilige Armut und in Assisi sowohl wie hier in Portiunkula ist sie wahrhaft Königin. Ein einfaches Zimmerchen dient als Kapellchen, wo der Herr des Himmels und der Erde Tag und Nacht bei uns unter einem Dache wohnt. Etwas Grün vom Meeresstrande und einige Wasserlilien und Feldblumen stecken wir in gefundene Konservendbüchsen und Vaselingläschen und stellen in Ermangelung würdiger Blumenvasen sie als Schmuck auf den einfachen Altar. Ganz glücklich sind wir, daß wir einmal in der Woche heilige Messe haben. Wir haben noch kein Rochet, kein Velum und noch manch anderes nicht; eine Albe ist Gott sei Dank hier. Kein Glöcklein weit und breit am Meeresstrande läutet den Angelus, auch nicht

einmal in Portiunkula, wo ein Stück von einer alten Eisenbahnschiene und der Stiel von einem alten Kochtopf dessen Stelle vertritt. Der einzige Schmuck unserer Zimmerwände ist ein kleines, einfaches Kreuzifix und von Bildern haben wir ein etwa über einen Fuß langes Franziskusbild. Aber nicht zu vergessen ist das große schöne Ölgemälde „Christus am Kreuz“. Es hebt sich wunderbar auf der weißen Wand ab. Die leidenden und schmerzvollen Züge des Heilandes sind für uns alle, Christen und Heiden, eine stumme Predigt. Ich habe schon mehrere Male die Gelegenheit benützt und den schwarzen und hellbraunen indischen Kindern erklärt, was dieses Bild bedeutet, wenn ich sie wehmützlich zu dem sterbenden Heilande ausblicken sah. Zu wie vielen guten Gedanken und Tugendakten wird wohl dieses schöne Bild noch Anlaß geben, ja es wird manche Heidenseele dadurch bekehrt. Täglich werden auch nach dem Wunsche des Spenders drei Vaterunser für die Bekehrung der Sünder gebetet und es scheint, als wenn der liebe Heiland schon angefangen hätte, den Bitten zu willfahren. Vor etwa drei Wochen hat ein Heide, dessen Frau und Kinder schon lange Christen sind, um Taufunterricht, weil er sich jetzt auch gern bekehren möchte. — Es wird wohl vielen lieben Lesern der Gedanke kommen: Wer mag der Spender eines so großen und schönen Gemäldes sein, jedenfalls eine wohlhabende Person? Zwar wünscht diese, daß ihr Name nicht genannt werde, aber ich will doch wenigstens verraten, daß es ein armes Bauernmädchen aus der Schweiz ist, die ihre Ersparnisse für einen so herrlichen Zweck aufwandte. Sie glaubte den lieben Heiland persönlich nicht genügend anbeten und preisen zu können und setzte darum diesen schönen Missionsgedanken in die Tat um, damit Christus auch im Heidenlande verehrt und verherrlicht werde. Die heiligen Engel werden sicher diese Tat mit goldenen Buchstaben in ihr Lebensbuch geschrieben haben und der Belohner alles Guten wird dann am ewigen Vergeltungstage diesen Namen vor aller Welt bekanntmachen. Möchten nur noch viele diesem heroischen Beispiele folgen und sich dadurch eine tröstliche und glückliche Sterbestunde bereiten.



Auf der Suche!

Die Missionierung und Bekehrung der Frauen ist in Afrika mit vielerlei Schwierigkeiten verbunden. Nicht als ob dieselben in sich dem Christentum unzugänglich gegenüber ständen, nein, der Grund liegt nicht so sehr in ihnen selbst, als in ihrer Erziehung. Schon als kleine Kinder sucht man sie jeglichem Einfluß der Religion zu entziehen, unterrichtet sie aber dafür schon

in früher Jugend in allen bösen Sitten des Heidentums. In den Augen der meisten Neger gilt die Schule nur für Knaben. Das Mädchen braucht nichts anderes zu wissen als das Mehl stoßen, den Brei kochen, im Felde hacken und Holz suchen, und das lernte es in der elterlichen Hütte; mehr haben Urgroßmutter, Großmutter und Mutter auch nicht gekonnt, warum also eine Schule?

Die meisten Knaben, welche die Schule besuchen, wo sie nebst Lesen, Schreiben, Rechnen usw. zu allererst in der heiligen Religion unterrichtet werden, nehmen fast alle den heiligen Glauben an und wollen später auch christliche Frauen haben. So dringen wir denn mit allem Eifer darauf, daß wir schon die kleinen Mädchen in die Schule bekommen, aber es ist oft nicht so leicht, da hier in der Kolonie noch kein direkter Schulzwang besteht.

Einer der besten Distrikte der Mission Morogoro ist die Landschaft Tangeni. Wir haben dort zwei Schulen, die von einer stattlichen Anzahl Knaben besucht werden und jedes Jahr eine Reihe von Katechumenen ausliefern — allein Mädchen konnten wir trotz aller Mühe nicht bekommen. Sultan Kingo, der sogenannte König des Uamilandes, tat alles, um uns zu helfen. Er erließ Aufträge an die Jumbe's (Häuptlinge), aber nur einzelne folgten. Ungehalten darüber, trug Sultan Kingo den Jumbe's auf, persönlich auf die Suche nach Kindern für die Schule zu gehen. Heiden und Mohammedaner waren erzürnt, und ein Islamit ging so weit, daß er selbst dem Jumbe etliche Ohrfeigen gab. Sultan Kingo lud ihn vor Gericht, wo er durch acht Stockhiebe gemäßigelt wurde. Trotzdem beugte dieser harte Mohammedaner sich nicht und wurde so der Mittelpunkt für ein ganzes Komplott von Eltern, die alle, sich auf diesen Mann stützend, ihre Mädchen weigerten. Was tun? In Strenge war nichts zu erreichen, das sahen wir immer mehr ein; wir suchten somit den Weg der Verständigung und der Güte. Zu diesem Zweck machten Schwester Amabilis und ich uns eines Tages auf den Weg, um persönlich mit den Leuten in Verhandlung zu treten und die Kinder zu holen. Sultan Kingo gab uns zwei Schreiben mit an den Jumbe von Tangeni. Sie lauteten ungefähr folgendermaßen:

An Jumbe Simba in Tangeni. Heute kommen zwei Mamas zu dir, um die Kinder für ihre Schulen zu suchen. Wisse, sie kommen nicht, um zu spielen, sondern um zu arbeiten, und ich will, daß du ihnen sehr gut sehest und ihnen auf jede Weise helfest. Schaue und Sorge, daß alles zu ihrer Befriedigung ausfällt und sie sich nicht zu erzürnen brauchen.

Muchina Gosso Kingo, Sultan von Ukami.

Die erste Schule von Tangeni liegt zirka 4 Stunden von der Mission entfernt, und bis zur zweiten ist es noch $1\frac{1}{2}$ bis 2



„Kingo“, der vielbesprochene Häuptling von Morogoro. Er lebt noch, und ist der Mission sehr gut. Sein Sohn führt jetzt die Regierung, er aber ist nach wie vor einer der angesehensten Männer. Das Hämmerchen in der Hand ist sein „Szepter“ und das Zeichen seiner Macht. Er kommt uns öfter besuchen und da habe ich ihn photographiert, worüber er hoch erfreut war.

Sich seiner hohen Aufgabe wohl bewußt, waltete auch unser Joseph eifrig seines Amtes. Drei Kieselsteine bilden den Herd, etliche Töpfe bringt man in einer Kiste mit, und die Kiste selbst dient als Tisch, Stuhl und Anrichte. Nachdem ich einige Male seinem Hankieren zugeschaut, zog ich es vor, den Ort seiner Wirksamkeit nicht mehr zu betreten, um mir und meiner lieben Mitschwester nicht allen Appetit zu verderben, denn: „Was das Auge nicht sieht, macht das Herz nicht schwer.“

Die erste Nacht im Zelt war nicht gerade angenehm; geschlafen habe ich sozusagen nicht, obschon ich sehr müde war.

Stunden weiter. Wir nahmen ein Zelt, ein Kofferchen mit Medicinen und alles Nötige mit, um eine ganze Woche oben in den Bergen zu bleiben. Drei Stunden lang hatten wir ebenen Weg in der Steppe, dann aber begannen die Kletterpartien. Dreimal war der Ngerengerefluß zu passieren; die Steine zum Überschreiten lagen teils unter Wasser, doch kamen wir, wenn auch mit nassen Füßen, glücklich hinüber. Abends gegen 5 Uhr war das Ziel erreicht, und wir befanden uns fast auf dem Rücken des Ulugurugebirges. Hier ist es kälter, als in der Steppe. Dies wissend, hatten wir uns mit warmen Unterkleidern und Tüchern versehen, trotzdem fror es uns sehr, und wir waren froh, als unsere Träger endlich das Zelt aufgeschlagen hatten, und wir uns etwas gegen den kalten Wind schützen konnten. Eine Menge Leute waren bereits herbeigeströmt und drückte ihre Freude aus, daß die Mamas nun bei ihnen bleiben wollten. Unser Koch Joseph war der Karawane vorausgeeilt und brachte schon eine Tasse heißen Kaffee, der uns nach dem langen Marsch vorzüglich mundete. Der Koch ist auf so einer Schulsafari (Schulreise), wie man das in Afrika nennt, eine wichtige Persönlich-

Mit den Feldbetten hatte man einen Mißgriff getan; das der lieben Schwester Amabilis riß entzwei und nur durch ein Zusammenschnüren desselben mit starken Bindfäden konnte sie sich „auf der Höhe“ halten. Ich sank mit dem meinigen immer tiefer, bis ich bei Mutter Erde anlangte und dort Ruhe fand. Des folgenden Morgens, als wir noch nicht fertig angekleidet waren, kamen die guten Leute schon mit Eiern und Hühnern, die sie uns zum Geschenk brachten. Nach dem Frühstück und der Verrichtung unserer Gebete begann die Arbeit.

Die Kunde, daß die Mamas Dawa (Medizin) mitgebracht hätten, ging von Berg zu Berg, und bis die Uhr am Morgen $\frac{1}{2}$ 9 Uhr zeigte, hatten wir schon 72 Kranke verbunden und ihnen Arznei verabreicht. Nach dem Mittagessen wollten wir einen Teil der in den Bergen zerstreut liegenden Hütten besuchen um dem Zweck unserer Reise nachzukommen. Unser eifriger Lehrer Hermann erklärte uns jedoch, daß dies ein nutzloses Beginnen sei, denn erstens arbeiten die meisten Leute in ihren oft weit entfernt liegenden Feldern und zweitens sei heute jenseits der Berge ein großer heidnischer Goma (Tanz) mit Pombe (Bier), und dorthin würden heute fast alle Leute gehen. „Nun gut“, antworteten wir, „wenn wir dort alle Leute treffen können, gehen wir auch hin!“ Wir bewaffneten uns wieder mit unseren Bergstöcken, einer Flasche Kaffee und etlichen Apfelsinen und kletterten vollends die Bergeshöhe hinan. Als wir den Berg Rücken überschritten hatten, lönte uns schon der Lärm des Goma entgegen und nach zirka $\frac{1}{2}$ Stunde Abstieg war das Dorf erreicht. Von allen Seiten kamen die Leute singend und tanzend die Berge hinab, und man machte ziemlich verdruhte Gesichter, als auch wir Schwestern in jenem Dorfe haltmachten. Ich muß gestehen, der Anblick dieser johlenden, teils angetrunkenen Männer und Frauen, die beinahe alle Heiden und Mohammedaner waren, stimmte uns ganz traurig, und wir blieben unschlüssig stehen. Sollten wir uns in dieses Revier des Teufels hineinwagen? Schwester Amabilis ging mit dem Lehrer voran und winkte mir nach einer Weile, zu folgen. Etwa 50 Schritt vom Goma entfernt, machten wir halt vor der Hütte des Karani (des Dorfobersten oder Schreibers des Jumbe). Er holte gleich ein Bettgestell aus der Hütte, bedeckte es mit einer Matte und hieß uns Platz nehmen. Da kam auch Jumbe Simba, und die Verhandlungen begannen. Der Karani hatte zwei Mädchen, die er trotz wiederholter Aufforderung der Schule verweigert hatte. Die beiden Kinder ahnten bei unserer Ankunft nichts Gutes und stoben mit Windeseile den Berg hinab. Jedoch es half nichts, sie wurden eingeholt und zu uns gebracht. Der Vater wollte sich auch jetzt nicht bewegen lassen. Ich redete die beiden Kinder freundlich an, und sie schienen ein wenig von ihrer Furcht zu verlieren. Der Jumbe Simba, selbst ein echter Anhänger Mo-

hammeds, gedachte wohl des ernstern Schreibens Sultan Kingos und trat entschieden für unsere Sache ein. Dazu hatten wir ihm noch einen alten Rock, eine Hose, Kragen und Kravatte zum Geschenk gemacht, was ihm zu einer geneigten Stimmung verhalf. Nach langem Disputieren erhielten wir endlich die Zusage. Nun wurden verschiedene andere vor Gericht gezogen und Schwester Amabilis holte sich selbst aus dem wilden Haufen jenen harten Mohammedaner, der den Fumbe geschlagen hatte. Er war außer sich vor Zorn und Aufregung, so daß nichts mit ihm zu beginnen war. Wir hörten selbst die Äußerung, dem Lehrer Hermann würde man noch einmal den Kopf spalten. Ein großer Volkshaufen umringte uns beständig und selbst die Tänzer kamen im vollen heidnischen Schmuck, vergaßen den Goma und stellten sich gaffend uns gegenüber. Wiederholt kommandierte der Karani das Volk zum Tanz, aber wenige folgten, alle blieben bei uns. Nachdem wir vom Karani die Zusicherung erhalten hatten, daß er am nächsten Morgen alle Mädchen des Dorfes bringen werde, setzten wir unseren Weg fort. Man war allseitig froh, als wir gingen, denn die „Wazungu (Europäer) hatten ihnen den ganzen Goma verdorben“.

Wir gingen darauf, vom Lehrer und etlichen Christen begleitet, einen langen, schmalen Bergpfad entlang, der stellenweise recht gefährlich war. Es schwindelte uns, wenn wir in die Tiefe schauten. Wo man uns zeitig kommen sah, wurden die Mädchen schnell versteckt und die Haustüren verschlossen.

Bei einer Hütte überraschten wir die Leute, aber flugs verschwand die Mutter des dort wohnenden 13- bis 14jährigen Mädchens in der Hütte, und trotzdem Schwester Amabilis selbst nachging, fanden wir das Kind nicht mehr. Die Frauen, echte Heiden, stellten sich zuerst, als seien sie stumm, als aber unsere vielseitigen Fragen das Band der Zunge endlich lösten, bekamen wir gar viel zu hören, selbst Beschimpfungen. Bakira aber, so hieß das Mädchen, bekamen wir nirgends zu Gesicht.

In stockfinsterner Nacht, beim Schein der Laterne, und an der Hand unserer Begleiter, langten wir auf halsbrecherischen Pfaden endlich wieder bei unserm Quartier an. Fumbe Simba kehrte auch gerade vom Pombe zurück, und als wir ihm erzählten, wie es uns ergangen, sandte er sofort seinen Polici (Polizisten), um die beiden frechen Frauen zu holen. Sehr erbaut waren wir nicht, daß am Abend noch shauri (Verhandlung) sein sollte, denn wir waren so müde, doch mußten wir uns der guten Sache wegen darein fügen. Nach einer guten halben Stunde kamen der Polici und die beiden wirklich daher. Sie haben noch weidlich geschimpft und viel Lärm gemacht, aber zum Schlusse schieden sie mit den Worten: „Mutafuata“ (wir werden folgen), und am folgenden Morgen kam schon in aller Frühe Bakira zur Schule.

Froh, schon am ersten Tage manches erreicht zu haben, begaben wir uns mit Dank gegen Gott zur Ruhe, in der Hoffnung auf eine gute Nacht. Kaum aber waren wir eingeschlafen, als ein heftiger Wind sich erhob. Das Zelt drohte mitsamt seinen beiden Bewohnern davonzufliegen. Wir suchten es wieder am Boden zu befestigen, doch alles war vergebens. Um 12 Uhr riefen wir nach unseren Leuten, die in der Nähe in einer Hütte schliefen. Als wir sie endlich wach hatten und nachsahen, stellte es sich heraus, daß wirklich die Pfähle gelockert waren, welche die Zeltstricke hielten. Alle wurden neu eingeschlagen,



Eine Karawane auf Missionsreise.

und da der Wind ein wenig nachließ, konnten wir den Rest der Nacht wenigstens schlafen. Wir sahen aber ein, daß für die Nacht unseres Bleibens nicht mehr war, und von da an trugen die Leute am Abend das innere Zelt in die Schule, wo wir wenigstens vor dem ärgsten Wind geschützt waren.

Am folgenden Morgen, nach Austeilung der Medicinen, jeden Tag über 100, wollten wir uns wieder aufmachen, um einen anderen Teil der Berge nach Mädchen zu durchsuchen, aber in Anbetracht der gestrigen Erfahrungen rieten uns alle davon ab, auch Jumbo Simba. „Mama,“ sagte er, „schreib jedem, der sein Kind weigert, einen Zettel, daß ich ihn rufe. Du wirst sehen, das geht besser!“ Wirklich, so war es auch! Ein Brief ist nämlich dem Neger etwas Wichtiges und Seltenes,

wovor er Respekt hat, und zweitens besteht ein Gesetz, daß jeder, der dem Rufe des Jumbe nicht nachkommt, fünf Schilling Strafe zu zahlen hat. Einer nach dem andern kam mit seinem Zettel daher und stellte sich uns, wütend, verraten worden zu sein; auch verrieten sie wieder Nachbarn und Bekannte, die ebenfalls schulpflichtige Mädchen hatten. Wir hatten auf diese Weise einen viel größeren Erfolg mit bedeutend weniger Anstrengung. Als wir Tangeni verließen, waren bereits 38 Mädchen in der Schule und andere wurden noch erwartet. Sind nun auch dadurch die Mädchen noch nicht dem Christentum gewonnen, (manche weigerten dies von Anfang an) so sind sie doch den Schlupfwinkeln des Heidentums entzogen, müssen jeden Tag die Erklärung des Katchismus mit anhören und zuweilen fällt doch ein Samenkorn ins weiche Kinderherz, das aufgeht und später seine Frucht bringt.

Doch nicht nur die Schulschwänzer, sondern auch die abgefallenen und trägen Christen bekamen einen Zettel und erschienen ebenso pünktlich. Die meisten versprachen uns, zurückzukommen und wieder ihre Christenpflichten zu erfüllen; ungefähr 10 bis 12 Ehepaare meldeten sich, um auf die Mission zu kommen für den Tauf- und Ehe-Unterricht.

So traten wir denn mit Dank gegen Gott am Samstagmorgen die Rückreise an. Unsere Karawane zeigt beiliegendes Photo. Koch Joseph marschiert an der Spitze. Hinter ihm die zwei Träger seiner Kücheneinrichtung, dann folgt ein Kind mit der kleinen Apotheke, ein anderes mit Stühlchen und Laterne, weiter das Zelt, Bettzeug und die zwei Feldbetten. Jumbe Simba ließ es sich nicht nehmen, den Zug zu begleiten. Beim steilen Bergabstieg mußten wir uns an unsere Führer klammern, und trotzdem gab es noch unangenehme Rutschpartien. Am Hause des Jumbe machten wir ein wenig halt, um den hohen Herrn mit seiner Familie, d. h. mit zwei Weibern nebst Kindern, die andern zwei Weiber (er hat deren vier) wohnen weiter weg, zu photographieren. Jumbe Simba wollte sich zu diesem Zweck recht fein machen, kam aber mit Krage und Krawatte in der Hand ratlos aus der Hütte, er wußte nicht, wie es anzuziehen sei. Schwester Amabilis und ich halfen ihm nun mittelst einer Sicherheitsnadel alles befestigen, und ich mußte auf die Lippen beißen, um nicht hellauf zu lachen, so drollig war die Szene. Der Ngere-Ngere-Fluß, den wir wieder dreimal zu passieren hatten, führte ziemlich viel Wasser. Schwester Amabilis, an das Überschreiten der Flüsse gewöhnt, eilte leichtfüßig von Stein zu Stein, aber sie rutschte aus und fiel ins Wasser. Die Leute ergriffen gleich ihre Hand, zogen aber nach verschiedenen Richtungen, und sie kam so statt heraus, nur tiefer hinein. Lebensgefahr war keine da und so war sie bald wieder am Ufer. Wir schickten die Leute voraus, wanden Kleider und Strümpfe

aus, und dann eilten wir, so schnell wir konnten, dem Zuge nach. Als wir an der breiten Landstraße ankamen, rasteten wir ein wenig, denn es war schon 11 Uhr. Es befindet sich dort eine Kibanda (etliche Pfähle mit einem Dach), die als Schule dient. Wir packten unseren Proviant aus, um Mittagsmahl zu halten, und setzten uns auf die einzige Bank, den Sitz des Lehrers. Ein Stück Brot, einige weichgekochte Eier, etliche Apfelsinen und zwei Tassen Kaffee standen zwischen uns, als die Bank brach, ich der Länge nach zu Boden stürzte und alles Essen auf mich fiel. Die Eier hatten mich prächtig dekoriert; statt Kaffee mußten wir nun Wasser aus dem nahen Flusse trinken, um dann neugestärkt unseren Weg fortzusetzen. Um 4 Uhr kamen wir wieder glücklich auf der Mission an, wo wir gleich dem Pater Superior die Bitte vortrugen, bald wieder so eine Schulreise machen zu dürfen.

Schw. M. Ancilla.



Erzählungen aus „De Wildt“ in Transvaal.

Neugründung einer Missionsstation.

Eine Missionschwester, die ihr Leben Gott zum Opfer für teure Seelen dargebracht, sieht ihr Verlangen und ihrer Sehnsucht Ziel zum Teil befriedigt, wenn sie sich endlich nach Jahren bangen Harrens unter der Zahl jener Auserlesenen findet, die hinausgeschickt werden ins ferne, fremde Land der Naturvölker, ins Land der Heiden, um dort zu beten, zu arbeiten und zu opfern.

Wohl findet man heutzutage schon Missionsgebiete, in denen nicht mehr viel von einem harten Missionsleben zu finden ist, wo man nur noch die Mitanfänger solcher Stationen mit Begeisterung die Erlebnisse der Vorzeit erzählen hört, die Erlebnisse von unerfahrenen Reiterinnen und Ochsenwagentouren, von Strapazen der Neugründungen und Anfänge, und im stillen sehnt man sich, auch mal solche Abenteuer miterleben zu können. Und siehe, der leise Wunsch, er wurde zur Wahrheit, und so greife ich gerne zur Feder, um allen werthen Lesern und Leserinnen unserer Caritas-Blüten von unsrer Neugründung in Transvaal, Südafrika, zu erzählen.

„De Wildt“, auf deutsch „die Wildnis“, ist der Name unseres Gebietes. Ein romantisches, an afrikanischen Schönheiten reiches Plätzchen, hat uns die göttliche Vorsehung zum Aufenthalt gegeben. Seinem Namen macht es alle Ehre. Wir wohnen am Fuße einer hohen, langen Steinbergkette, die uns hier so steinreich und doch auch wieder so blutarm macht, und die über und über mit Gesträuchern, wildem Gestrüpp und hohen Kaktus-

bäumen bewachsen ist. Da in den Felsenhöhlen hausen Gorillas und andere große Affenfamilien, die oft ein jämmerliches Geschrei ertönen lassen, oder gar den Häusern der Eingeborenen unliebsame Besuche abstatten und alles Eßbare zusammenstehlen. Vor uns liegt ein großes, weites Tal, ebenfalls überreich mit Bäumen und Sträuchern bewachsen, zwischen denen die einfachen Hütten der Eingeborenen hindurchlugen. Am fernen Horizont erheben sich wieder hohe Berge, die uns, trotz ihrer weiten Entfernung, freundlich grüßen.

Am 30. Dezember vorigen Jahres kamen wir zwei Missionschwwestern vom kostbaren Blut mittags gegen 3 Uhr hier an, doch nicht wie in den guten alten Zeiten per rappeligem Ochsenkarren oder stolz zu Roß sitzend, nein, wir fuhren im Auto des hochwürdigsten Bischofs von Johannesburg, der uns selbst von Pretoria aus zu „De Wildt“ brachte. Ein holländischer Priester war auch noch gegenwärtig, derselbe hatte während der ganzen Fahrt uns unsere neue Station in den rosigsten Farben vorgestellt. „Sie werden Leute finden, so gute, wie sie in ganz Bayern nicht zu finden sind, oder auch „Sie werden einen Boden finden, auf dem alles, aber auch alles gedeiht.“ Ich glaube, der Herr kannte die kommenden Strapazen und Opfer und wollte uns mit seinen heiteren Worten nur Mut machen. — Es war ein drückender Tag. Die afrikanische Sonne brannte heiß hernieder, das Thermometer zeigte im Schatten 37°, als wir in unserer neuen Heimat ankamen! Eine große Missionskirche erhob sich bereits am Platze. Sie war vor mehreren Jahren erbaut worden; wöchentlich einmal wurde das heiligste Opfer in ihr dargebracht. Unser Schulhaus fanden wir bereits unter Dach, nur fehlten den Zimmern Fenster und Böden noch. Das Schwesternhaus war kaum übers Fundament erhaben, und wo sollten wir daher mit unsern Habseligkeiten Unterkunft finden? Droben, ganz dicht am Fuße eines Steinfelsens steht noch ein kleiner Kraal, baufällig und arm, es ist das Priesterhaus, und dorthin wanderten wir Ankömmlinge, nachdem wir das Gotteshaus besichtigt hatten. Was fanden wir doch? Einen aus alten Kisten zusammengenagelten Tisch, einen noch ziemlich guten Stuhl, ein Bett mit vielen Decken und mehrere sehr alte, verstaubte Blechkoffer. Bevor der hochwürdigste Herr Bischof Platz nehmen konnte, breitete man schnell einen im Auto mitgebrachten Regenmantel über den Stuhl, wir setzten uns auf die Kisten und Koffer und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Bald brachte uns der hochwürdige Pater Missionar frisches Quellwasser, aber leider in einem nicht ganz besonders appetitlich aussehenden Eimer. „Dort in einem Koffer werden Sie Tassen finden“, sagte er. Wir suchten, und richtig, mehrere sehr verstaubte Tassen fanden sich vor, wir spülten sie erst mit kaltem Wasser aus, das trotz allen Schwenkens einen ordent-

lichen Schmutzrand hinterließ, und füllten sie dann. Wie war ich verlegen, als ich dem hochwürdigsten Herrn Bischof die schmutzige Tasse anbieten mußte. „O ja, Schwester, ich trinke es“, sagte er herablassend und nahm den Gänsewein dankbar an. Aberreste von unserm Reiseproviand mundeten dazu vortrefflich. Nach kurzem Aufenthalt verließ uns der hohe Herr, und wir waren allein. Zuerst wurde die Kirche vom größten Schmutze gereinigt, damit der große Gott auch am folgenden Morgen seine bleibende Stätte in unserer Mitte aufschlagen konnte. Wenn wir auch nur das Allernotwendigste richten wollten, so war doch dieses schon Arbeit genug; schon fing es an zu dunkeln, als wir ein primitives Nachtlager für die erste Nacht in der Sakristei uns zurechttrichteten. Ich schreibe primitiv, denn es fehlte uns einfach alles Notwendige zu einem Nachtlager, und doch, wie gut ruhten wir! Die ersten Tage ging ich zum nächsten Kraal, dessen Insassen mir einen eisernen Topf und etwas Holz liehen, um einen Tee oder Maismehlbrei kochen zu können, bald aber wurden wir so klug und richteten uns aus alten Backsteinen und einem übrigen Stück Zinkblech einen Herd im Freien zusammen. Wir hätten damals nicht geglaubt, daß dieser wackelige Herd, der übrigens auch oft genug einfiel, da er ja allem Wind und Wetter ausgesetzt war, zehn ganze Wochen lang uns das beste Essen liefern konnte. Wie oft habe ich mit dem Regenschirm in der Hand gekocht; meine treue Gefährtin, die liebe Schwester Odalinde, wie oft hat sie in glühender Sonnenhitze kniend am Boden sich abgemüht, das erlöschende Feuer mit Blasen und Pusten wieder anzufachen! Dabei bekam das Näschen oft auch einen guten Teil mit, denn nicht selten kam sie, nachdem die harte Arbeit mit Erfolg gekrönt war, ganz stolz mit einer hübsch geschwärzten Nase zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Schwester M. Hermenegild C. P. S.



Unser lustiger Tschifinschlu.

Von Schwester Engelberta.)

(Fortsetzung.)

Un einem Sonntagnachmittag, Tschifinschlu war gar so gut aufgelegt, hopste und sprang er in der Schule herum wie närrisch und hielt alle Kinder, groß und klein, Knaben und Mädchen am Lachen. Auf einmal verschwand er; gewiß macht er wieder einen Streich, dachte die große Viktoria, sie war die bravste und zuverlässigste unter den Schulmädchen, und deshalb auch oft zur Aufsicht über die Kinder aufgestellt. Zudem war sie nahe verwandt mit Tschifinschlu, und er folgte ihr, wie ein jüngerer Bruder seiner ältesten Schwester.

Beide Schulschwestern befanden sich in der Rekreation bei den andern Schwestern und hielten gerade eine schöne erbauliche Lesung im Refektorium.

„Die Luft ist rein“, dachte offenbar Tschifinschlu, — das war nämlich auch so ein Satz, den er irgendwo aufgeschnappt hatte, — jetzt will ich hinein in die Schule schleichen und die Pistole holen und sie alle ein wenig stören. Sie ist ja nicht geladen. O, was für ein Spaß, sie so quietschen zu hören. Aber erst noch die bunte Decke umbhängen, jetzt will ich einen Häuptling spielen.

Tschifinschlu machte die Türe ganz leise auf und guckte hinein. Auf dem Kopf hatte er einen großen Federbusch, das Gesicht rot bemalt, wie die Wilden tun, und mit einem unmenschlichen Geheul stürzte er in die Schule, schrie dreimal „Hurrah!“ zielte mit der Pistole und sagte: „Ergebt euch, oder ich schieße!“

Die Mädchen schlugen die Hände vor die Augen und schrien vor Schrecken. Die große Viktoria stand auf und sagte ernst: „Tschifinschlu, o Tschifinschlu, weg mit der Flinte. Vielleicht ist sie geladen!“

„Übergebt euch“, schrie der Knabe und tanzte mit der Waffe herum, immer zielend. Die Kinder sprangen unter die Bänke. Viktoria gebot ihm, doch endlich aufzuhören. „Ist ja nicht geladen“, sagte er, unbändig lachend, drückte los, zum Glück durch das geöffnete Fenster hinaus — und ein Krach, ein fürchterlicher, erfolgte, denn sie war wirklich geladen, — hatte aber zum Glück kein Unglück angerichtet.

Sprachlos, selber zu Tode erschrocken stand Tschifinschlu da. Schon kamen alle Schwestern und der Bruder herbei und noch immer stand der reuige Übeltäter, in seinem wilden Häuptlingschmuck, die Pistole in der Hand, den Blick gesenkt und harrte der Dinge, die da kommen werden. Ha, das gab einen Lärm. Diesmal sollte er aber ordentlich bestraft werden. Die großen Knaben schimpften ihn und sagten dem armen Sünder ganz schreckliche Dinge voraus. Er werde gewiß noch mal in das Gefängnis kommen und etwas Großes anstellen; — andere sagten, er sei ein ganz unverbesserlicher Junge, wert aus der Schule fortgejagt zu werden; noch viele solche Reden mußte Tschifinschlu ruhig anhören; er stand da wie ein Verbrecher; wie litt seine Knabenehre darunter! — Denn er wollte ja gar nichts Böses tun, nur „wilden Häuptling“ spielen, und wenn er gewußt hätte, daß die Pistole geladen war, hätte er sie gewiß nicht angerührt.

Alle, alle waren sie böse auf ihn, nur der gute junge Herr Pater entschuldigte ihn einigermaßen und wollte die Schuld demütig auf sich nehmen — aber da öffnete der arme Tschifinschlu auf einmal seinen Mund und ließ es absolut nicht gelten, was der Herr Pater sagte, sondern schlug weinend, reumütig

auf seine Brust und rief aus: „Mea culpa, mea culpa, ise meine Schuld alleine, ngele ngitata futi isibamu, nie mehr ich nehme Gewehr!“

„Einen Tag und eine Nacht den unverbesserlichen Buben in den finstern Keller einsperren, nur Wasser und Mais zur Speise geben,“ lautete diesmal das Strafurteil von höchster Stelle. Und in der Tat, Tschisinschlu sollte seine tollen Einfälle im finstern Kartoffelkeller, nächst der Küche gelegen, abbüßen.

Tief beschämt, weinend wie ein kleiner Missetäter, wurde er dorthin geführt und hinter ihm die schwarze Tür verriegelt. Nun sollte er Zeit und Muße haben, über seine Streiche nachzudenken und sich endlich einmal vornehmen, nichts mehr dergleichen anzustellen.

Ein schöner Sonntagabend war es, vom Schulplatze her tönte Singen und Lachen der munteren Schulkinder, und er saß so einsam und allein im dunklen Keller, und niemand dachte an ihn — alle waren so böse auf ihn, auch die guten Schwestern und der Baba, den er doch so sehr liebte und verehrte; auch er hatte ihn heute gar so ernst und streng durch seine Brille angeblickt und noch dazu gesagt, daß er wegen seiner mutwilligen Streiche von der heiligen Taufe zurückgestellt werde, bis er endlich mehr Vernunft bekommt. Ach das war es, was ihn jetzt am meisten kränkte, und der arme Tschisinschlu fing nun, wo er sich so ganz alleine wähnte, bitterlich zu weinen und zu schluchzen an. — Was war das! Er hörte Schritte, der Schlüssel knarrte im Schlosse und herein trat die gute Schwester Sperada mit einem Körbchen, sie wollte sich noch Kartoffeln für die Küche holen und hörte den Knaben so arg weinen. Ihr gutes Herz empfand tiefes Mitleid mit dem kleinen Gefangenen und sie sprach tröstende Worte.

„Es war nicht recht von dir, Tschisinschlu,“ sagte sie, „aber Buben bleiben halt Buben. Büße deine Strafe nur recht reuevoll ab und dann tue nie mehr so etwas.“

Als er ihr gestand, daß er noch gar nichts zum Abendessen bekommen, konnte die mitleidige Schwester es nicht über sich bringen, ihren guten Tschisinschlu, der ihr oft an Sonntagen so freudig in der Küche half, oder auch oft Holz spaltete und zutrug, etwas Schwarzbrot und einen Becher voll Zuckerwasser zu geben.

Wie froh war der arme Junge, dankte ihr aus ganzem Herzen und in verschiedenen Sprachen, wie es eben seine Gewohnheit war, und sagte noch: „u Nkulmkulu akubise (Gott segne dich, Ma [Mutter]!) Ich fürchtete schon, ich werde auch noch krank, denn ich habe so ein unheimliches Gefühl auf den Boden von meinen Magen!“ Die liebe Schwester Sperada hat dann lachend den Schulschwestern seine drollige Rede erzählt.

Den nächsten Tag aber brachte es die große Viktoria doch

nicht über sich, den armen Gefangenen nicht zu besuchen und ihm wenigstens durch das Schlüsseloch einige Trostworte zuzusprechen. Da bat er sie, ihm doch ein kleines Stückchen Kerze zu bringen und sein altes Notizbüchlein und Bleistift, denn er möchte doch etwas zu tun haben, die Engländer sagen ja immer, time is money, das heißt, Zeit ist Geld. Viktoria erfüllte ihm diese Bitte und steckte ihm auch ein Kerzlein durch die Kellertüre, welche unten ein Loch hatte. „Tschifinschlu,“ sagte sie, „fühl dich nicht so schlecht — es wird alles wieder gut werden — du mußt nur ein recht braver Junge werden. Armer Junge!“ Nun hatte er wenigstens sein Büchlein bei sich und konnte schreiben. Tschifinschlu war immer sehr schnell getröstet, und so rief er leise Viktoria nochmal retour und sagte: „Bitte, Viktoria, sage der lieben Schwester in der Küche, sie soll die Küchentüre gut zumachen, damit ich nicht rieche, was sie Gutes kocht, — denn ich bekomme ja nur Wasser und ingobe (gekochte Maiskörner) morgens, und Wasser und ingobe mittags und wieder Wasser und ingobe abends, weil ich ein Sträfling bin.“

Kaum war das Mädchen leise fortgeschlichen, griff er nach seinem Büchlein, denn stille sitzen und nichts tun brachte der lebhafteste Knabe nicht fertig.

Tschifinschlu zündete sein Kerzchen an, stellte es auf den Deckel des Krautfasses und nahm sein Büchlein, um zu schreiben.

„Alle sehr gescheidten Leute, von den abelungu (Weißen) nämlich, haben Notizbüchlein, schreiben sich alles auf, — nun so will ich es auch so machen,“ dachte Tschifinschlu, und war es ihm, wie er später selber wichtig gestand, ein großer Trost, schon schreiben zu können; und zwar deutsch, denn er wollte sich gerade in dieser Sprache seiner verehrten Missionare besonders üben, und sagte sich, „vielleicht darf ich, wenn der liebe, junge Pater wieder in das Mutterhaus zum Studium zurückkehrt, mit ihm nach Europa reisen.“ Solch süße Gedanken waren es, die ihm sein Kellergefängnis erträglich machten. — Also schrieb er: „Mein teires Notizbüch! Schlecht wie mir is, muß ich doch lachn, wenn ich mich eriner, wie sie alle über die Bänke gesprungen sind und die dume Madels gar darunter. Und wie ich abschittle und feierte, war das alte Dingi doch geladet! — Das war mein greßlicher Irthum, den ich je in meines jungen Leben machte.“

(Schluß folgt.)



Lustige Ecke.

Der kleine Hans hört von seinem Vater, wenn er ärgerlich ist, oft die Ausrufung: „'s ist zum Schwarzwerden!“ — Eines Tages begegnete er einem Neger. „Guck' mal, Mama,“ ruft er, „der muß sich aber geärgert haben.“

Der pfiffige Peter. Die Schüler sollen Sätze bilden, worin das Wort „allmählich“ vorkommt. Peter, besonders pfiffig, hat gleich einen bei der Hand: „Unsere Kartoffeln sind all'mehlig.“

Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Prüfungen:

Feuersbrunst - Tod des Bruders Theonas - Verlust der Herde.

Pater Gommenginger war mit seinen nunmehr verheirateten Jünglingen und deren Frauen nach Morogoro zurückgekehrt. Die jungen Eheleute hatten jedes sein in Bereitschaft gehaltenes Häuschen bezogen und beschäftigten sich emsig mit dem Urbarmachen des daran grenzenden Bodens und dem Bestellen des Feldes; denn sie mußten sich nach und nach instand setzen, ihren Lebensunterhalt selbständig zu erwerben. In dem Waisenhaus waren auch bereits einige losgekaufte Knaben untergebracht und Pater Gommenginger machte schon Pläne zur Missionierung der heidnischen Nachbarn, als jählings harte Prüfungen über ihn hereinbrachen.

Der Negerbruder Zenon, der ihm eine treffliche Stütze war, wurde krank und mußte nach Bagamoyo zurück. Bald fing auch Pater Maurer zu kränkeln an und mußte ebenfalls nach einigen Monaten halbtot dorthin gebracht werden. Dessen Nachfolger gelangte nicht einmal bis Morogoro: denn er starb im Augenblick, als er sich zur Abreise anschickte. Nur ein Bruder, Theonas O'Donell, kam, um Pater Gommenginger auszuhelfen.

Im selben Jahre (1884) brach infolge anhaltender Trockenheit eine Hungersnot aus. In der Mission hatte man anfangs wenig darunter zu leiden, weil durch einen großen Garten, den Pater Gommenginger in einer Schucht an den Ufern des nahen Bergbaches angelegt hatte, Gemüse wie Salat, Kraut, Rüben, Kartoffeln und dergleichen genug vorhanden war und der vorsichtige Pater überdies Getreide für wohl 10 Monate hinaus gesammelt hatte. Indes, eine furchtbare Feuerkatastrophe sollte bald das Elend um so größer machen.

Es war am 3. Oktober, um 3 Uhr nachmittags. Pater Gommenginger hatte einen Backofen errichtet, welcher der Gemeinde gute Dienste leistete. Am genannten Tage wollte derselbe nicht recht ziehen. Da versuchte jemand, zwei Bündel Stroh in die Öffnung zu schieben, konnte sie aber nicht tief genug hinein bringen. Nur einige Schritte entfernte er sich rasch, um einen Stock zu holen, mit dem er nachhelfen wollte. Aber unterdessen fingen die Strohbindel am Rande des Ofenlochs Feuer und die Flamme leckte von da flugs empor zu dem mit Stroh gedeckten Dach. An dieses Haus stießen andere, gleichfalls mit Stroh gedeckte; dazu blies noch ein heftiger Wind, und so flog die Lohe von Dach zu Dach, von Haus zu Haus, und bald war der ganze Platz, auf dem die bedeutendste Häusergruppe stand, ein einziger Feuerherd.

Die armen Christen rangen die Hände, liefen wie verzweifelt umher und waren so bestürzt, daß Pater Gommenginger an ihnen kaum Hilfe fand. Zum Glück dachte einer an die Pulversäcken, welche im Magazin aufbewahrt waren, und schaffte sie in Sicherheit. Pater Gommenginger war zur Kapelle geeilt, um das Allerheiligste zu retten. Zufälligerweise war der Tabernakelschlüssel verlegt worden; rasch entschlossen reißt er das Tabernakel vom Altar und trägt es fort. Bruder Theonas flüchtete seinerseits den Altarstein und die Kiste mit den Paramenten und heiligen Gefäßen. Das übrige: Kreuzfigur, Lichtstöcke, Blumenvasen, Misale, Gesang- und Gebetsbücher und das ganze Mobilar verzehren die Flammen.

Dann eilt Pater Gommenginger zu dem schon brennenden Magazin. Nicht ohne Gefahr für sein Leben gelingt es ihm, die von Herrn Bloyet dort geborgenen Waren und sonst noch einige Handelsstoffe dem Feuer zu entreißen. Dreimal kehrt er auf die Stätte zurück; dreimal schlägt die Türe hinter ihm zu und er hatte alle Mühe, sie wieder zu öffnen. Dann aber war nichts mehr zu tun. Der gute Pater stand inmitten der schluchzenden Gemeinde und mußte zusehen, wie die Kapelle, die Wohnungen, die Tauschwaren, die Mundvorräte, kurz alles,

die ganze Missionshabe zu Asche verbrannte. Man fühlt besser, als man es auszudrücken vermag, wie schrecklich dieser Anblick für ihn gewesen sein muß.

„An zwei Jahre“, schreibt er, „hatte ich mich geplagt, um unsere Mission einzurichten, eine Kapelle zu bauen, Wohnungen und sonst notwendige Räumlichkeiten herzustellen, und gearbeitet hatte ich daran mit eigenen Händen, wie vielleicht nie ein Missionar es getan hat. Nun lag der größte Teil davon wieder in Schutt und Staub! Vom Getreidevorrat, den ich so mühsam herbeigeschafft hatte, kam kein Körnlein davon; und von meinen persönlichen Habseligkeiten rettete ich nichts als die Kleider, welche ich auf dem Leibe trug. Sogar mein Hut ward ein Raub der Flammen, so daß ich seither, um mich gegen Sonnenstich zu schützen, einen aus Lumpen gefertigten Turban trage.

Zum Glück blieben die Häuschen unserer Christenfamilien verschont. Auch ein halbfertiger, vom Feuerherd ziemlich weit entfernter Neubau konnte gerettet werden. Mein erstes war, über die vier nackten Mauern dieses letzteren ein Strohdach zu schlagen — an Boden und Decke war vorläufig nicht zu denken —, damit der Bruder, die Kinder und ich doch wenigstens wieder ein Unterkommen hätten.

Wir waren mit einem Male arm, bettelarm geworden, litten Mangel an Kleidung, Mangel an Nahrung, Mangel an allem. Überdies — und das schmerzte mich nicht am wenigsten — benahmen sich die schadenfrohen Neger von Morogoro und der Umgegend bei dieser Gelegenheit grausam gegen uns. Da sie sahen, daß wir einige Handelsstoffe gerettet hatten, das Getreide aber verbrannt war, verständigten sie sich untereinander und verlangten für ihre Nahrungsmittel geradezu fabelhafte Preise. Allein ich war entschlossen, mich trotz unserer Not nicht beschwindeln zu lassen. Die Vorsehung fügte es, daß ich anderswo zu günstigeren Bedingungen das tägliche Brot fand, wofür ich für uns und unsere Christenfamilien aufzukommen hatte.

14 Tage später kam unser erster Bischof, der apostolische Vikar Msgr. de Courmont, zu uns auf Besuch.

„Ich war“, berichtet dieser in einem Brief vom 24. Oktober 1884, „im Begriffe, unsere verschiedenen Missionen zu besuchen und eine Forschungsreise nach dem südlichen Ufami behufs Anlegung einer neuen Station zu machen. In meiner Begleitung befanden sich Pater Baur und Bruder Oskar, die wieder mit mir nach Bagamoyo zurückkehren, Pater Daull und Bruder Acheul, die in der neuen Mission bleiben sollten; dazu kamen einige junge Christen und viele Träger. Kaum hatten wir das moorige Ufer des Kingani erreicht, als ein Bote aus Ukwere kam und uns einen Zettel überreichte, worauf mit der vor Erregung zitternden Hand Pater Gommengingers geschrieben war:

„Verheerende Feuersbrunst! Unsere junge Station, Kapelle, Magazine, fast alle Gebäude sind eingeäschert!“



Auflösung des Ziffer-Rätsels aus Nr. 8.

Fern vom eillen Weltgetriebe
Aller europäischen Lande,
Dort im afrikanischen Süden,
Nah am wilden Meeresstrande,
Wo die stolzen Drafsenberge
Langsam sich zum Ozean neigen,
Wo der Sonne heiße Strahlen
Ihre Feuersglut noch zeigen,
Wo die Nacht des Glaubens bannet
Noch der Heiden wilde Horden,
Die seit undenklichen Zeiten
Satans Spielzeug sind geworden,
Dorthin gehet mein Verlangen
Seelen, Seelen zu gewinnen
Dorthin gehen die Gedanken
All mein Träumen, all mein Sinnen.